

6 Das Pfarrhaus als Labyrinth: Ursula und Abraham Bruckner-Eglinger

Basel (1819 – 1833)

Pfarrhäuser hatten Vorbildfunktion.¹ Vor allem in ländlichen Gebieten hoben sich der protestantische Pfarrer und seine Frau durch Status und Bildung, zudem als Wächter über Moral und Lebenswandel von der dörflichen Lebenswelt ab. Als Geistliche waren Pfarrer in der Frühen Neuzeit Angehörige einer ständischen Elite. In der Forschung gelten evangelische Geistliche zwar nicht wie Kaufleute, Unternehmer, Ärzte oder Richter als Prototypen der neuen Bürgerlichkeit, werden aber trotz eines ständischen Vorbehalts meistens zum Bildungsbürgertum gezählt.² Das Pfarrhaus lag gewöhnlich gut sichtbar in der Mitte des Dorfs. Es wurde erwartet, dass seine Angehörigen Familie modellhaft vorlebten. Der Erwartungsdruck von Seiten der Kirche wie auch der Untertanen schuf eine besondere Situation, umso mehr, wenn der Pfarrer und seine Frau als ‚Gefährtin‘ und ‚Mitregentin‘ (Schorn-Schütte) den moralischen Leistungsauftrag verinnerlichten. Die vorgegebene und oft auch angenommene Zielvorgabe lautete: der vorbildliche Haushalt und die ideale Familie. Bereits diese Konstellation lässt Diskrepanzen zwischen Norm und Praxis, zwischen frommer Utopie und irdischem Alltag, erwarten.

Ursula Eglinger, die Protagonistin dieses Kapitels, wurde am 21. Oktober 1797 in Liestal bei Basel als zehntes Kind in eine Pfarrerrfamilie geboren und heiratete 1819, 22jährig, Abraham Bruckner, der in der Gemeinde Binningen vor den Toren Basels als Pfarrer amtierte.³ Über Verwandt- und Bekanntschaften waren sie eng mit dem Basler Bürgertum vernetzt: mit den Familien Brenner, Bernoulli, Burckhardt, Sarasin und Stähelin usw.⁴ Eng verwoben mit dieser städtischen Elite war auch die Herrnhuter Brüdergemeine. Sowohl die Bruckners als auch die Eglingers waren Angehörige dieser pietistischen Gemeinschaft. Dabei handelte es sich längst nicht mehr um eine Abspaltung oder gar eine Sekte in Frontstellung zur kirchlichen Orthodoxie wie noch Mitte des 18. Jahrhunderts. Zu Beginn des

1 Greiffenhagen 1984; Schorn-Schütte 1991; zum Pfarrhaus als Gebäude Spohn 2000; kurz Ricker 2017.

2 So bei Gall 1993, S. 34; anders bei Kocka 1995, S. 9 f., der explizit aber nur katholische Geistliche ausschließt.

3 Zum Lebenslauf die Einleitung der Edition von Hagenbuch 2014, S. 10.

4 S. die Namen im Familienregister bei Hagenbuch 2014, S. 549 – 51; vgl. allgemein Heer u. a. 2009; Hebeisen 2005.

19. Jahrhunderts war der Pietismus dieser Spielart in der Mitte von Kirche und Gesellschaft angekommen. Diese Entwicklung lässt sich in der Schweiz an keinem Ort besser verfolgen als in der prosperierenden Stadt am Rheinknie, die mal abschätzig, mal bewundernd das ‚fromme Basel‘ genannt wurde.⁵ Der Einfluss des Pietismus und auch anderer Glaubensrichtungen war kein Überbleibsel aus dem Ancien Régime, wie man von modernisierungstheoretischer Warte aus meinen könnte. Vielmehr prägten spezifische Glaubensvorstellungen bis weit ins 19. Jahrhundert in der Schweiz und darüber hinaus die entstehenden liberal-konservativen Milieus.

Seit ihrem 19. Lebensjahr (Juli 1816) schrieb Ursula Eglinger regelmäßig Tagebuch. Die meisten Einträge fallen in die Zeit der politischen Windstille während der 1820er Jahre, als Ursula dem Pfarrhaushalt von Binningen vorstand und fünf Söhne gebar, von denen der erste eine Totgeburt war. Ursulas Eltern hatten noch fünf ihrer insgesamt elf Kinder im frühkindlichen Alter verloren. Aus den Jahren 1821–1823 sind keine Einträge überliefert. Das Journal der Pfarrfrau endet abrupt Ende März 1833 während der revolutionären Unruhen im Kontext der Basler Kantonstrennung. Die ‚Basler Wirren‘ zwangen die mehrheitlich konservativen Landpfarrer – unter ihnen zahlreiche Herrnhuter wie Abraham Bruckner – aus der politische Gleichstellung und Partizipation fordernden Basler ‚Landschaft‘ in die Stadt zu flüchten.⁶ Das in Deutschland wie in der Schweiz zu beobachtende Aufflammen protorevolutionärer Proteste im Gefolge der Pariser Juli-Revolution von 1830 zeigte, dass die Restauration nach 1815 nur eine scheinbare gewesen war. Die Transformation von der Stände- zur bürgerlichen Gesellschaft ließ sich nicht mehr durch Beschlüsse im Geheimen Kabinett aufhalten. Indes stellt sich die Frage, wie dieser Makro-Wandel im häuslichen Raum gelebt und gestaltet wurde. Wie bereits im Fall von Henriette Stettler-Herport bemerkt, bildete der Pietismus einen wichtigen Kontext für die Ausbildung neuer Vorstellungen von familiärer Innerlichkeit.⁷ Wo sollte das Reformprojekt der ‚praxis pietatis‘ ansetzen, wenn nicht im eigenen Haus: im Kämmerlein beim Selbst, bei den Beziehungen der Eheleute, im Alltag mit Kindern und Bediensteten?

⁵ Th. Kuhn 2000 und 2021; Hebeisen 2005; zur Herrnhuter Brüdergemeine allgemein Mettele 2009.

⁶ Vgl. zum Ablauf der Unruhen in Binningen und zur Ortsgeschichte von Scarpatetti u. a. 2004, S. 125–32; die Gemeindeversammlung hatte sich für den Verbleib Bruckners ausgesprochen: ebd. S. 312.

⁷ Hebeisen 2005, S. 205, bemerkt im Hinblick auf Basel, dass „die gefühlsbetonte herrnhutische Frömmigkeit speziell für Frauen attraktiv gewesen sei.“; vgl. auch ebd., S. 208 ff.; ferner Gleixner 2005, S. 209 ff.

Soziabilität und Selbstanklagen

Der religiöse Ausgangspunkt ist also vergleichbar mit dem Journal Henriette Stettler-Herports fünfzig Jahre vorher. Ursula Bruckner-Eglinger nutzt ihr Tagebuch – meistens mehrere Zeilen pro Tag, aber nicht täglich geführt, nach Pausen und Unterbrechungen im Rückblick ergänzt – als Beichte und Bekenntnis ihrer Verfehlungen. Das Subjekt will sich bessern. Die Basler Pfarrfrau ist mit den Jahren zunehmend verzweifelt über ihren Gemütszustand und appelliert deswegen an ihren Herrn und Heiland. In mehrerer Hinsicht ist der von Bernadette Hagenbuch edierte Text aus dem Nachlass der 1876 verstorbenen Pfarrfrau jedoch nicht einfach als Ausdruck pietistischer Rhetorik oder erwartbarer Selbstanklagen zu verstehen.⁸ So dient das Tagebuch zuerst der ledigen Pfarrerstochter, dann der verheirateten Pfarrfrau auch als eine Art Buchführung über ihre zahlreichen Besuche und Zusammenkünfte mit Freundinnen und Verwandten. Mit heiterem Duktus werden vor allem in den ersten Jahren dutzendfach ‚Visiten‘ und Spaziergänge in Gesellschaft festgehalten. Auch Bet- und Singstunden, Arbeiten im Haushalt und soziale Ereignisse, nicht zuletzt Hochzeiten, in der Verwandt- und Bekanntschaft werden notiert. Stützpfiler der beschriebenen Soziabilität sind der des Pietismus unverdächtige Spaziergang – als solcher, als Ausflug, ‚Partie‘, ‚Promenade‘ oder ‚Lustwandeln‘ erwähnt – und die Kommensalität bei Tisch.

Der Charakter eines Seelenprotokolls mit dem Akzent auf subjektiver Erfahrung verdichtet sich erst mit fortdauernder Zeit, als der Akteurin die alltäglichen Lasten und die unerfüllten Ideale über den Kopf wachsen. Die Beschreibungen des eigenen Gemütszustands wirken aber auch dann weniger als Prozeduren eines formelhaften Diskurses, sondern als Versuche, Erfahrungen mit ihrem Selbst variantenreich in Worte zu fassen. Das liest sich in einem Eintrag vom 16. August 1830 so:

Schon um 3 Uhr erwachte ich, u. konnte leider nicht mehr einschlafen, denn die qualvollen Gedanken kamen in so hohem Grade dass ich nicht mehr wusste wo aus noch an. Beten konnte ich auch nicht, gleich waren diese Gedanken wieder verdrängt. O liebster Hld! willst Du mich noch durch diese schwere Geduldsschule durchführen, dass ich Gemüths krank werde; ach bewahre mich doch in Gnaden nur davor.⁹

⁸ So allerdings die Argumentation von Hagenbuch 2014, S. 20 und 34.

⁹ Die folgenden Annotationen aus dem Tagebuch Ursula Bruckner-Eglingers orientieren sich mit Datum und Seitenangabe an der Edition von Bernadette Hagenbuch, hier: 16.8.1830, S. 423; vgl. zu pietistischer Gefühlskultur und subjektiver Erfahrung neben Gleixner 2005 und Hebeisen 2005 auch Mettele 2009, S. 205.

Weder das Gebet noch der Kirchgang – in Binningen, wo immerhin ihr Mann den Gottesdienst versieht – bietet in solchen Situationen sichere Hilfe. „Denn m[eine] Nerven“, so am 12. Mai 1831, „sind so sehr angegriffen dass ich die Kirche des Morgens beynahe nicht ertragen kann.“ Befreiend wirkt dagegen am selben Tag, Christi Himmelfahrt, ein Wetterumschwung. Der Eintrag geht weiter: „Heute haben wir seit langer Zeit wieder den ersten schönen Tag. O wie wohl thuts einem doch wieder nach d[em] vielen Regen.“¹⁰ Zudem setzt die mit sich ringende 33jährige Pfarrfrau ihre Hoffnung nicht nur auf Zwiegespräche mit Gott oder Erbauungslektüre, sondern sucht am folgenden Tag einen Arzt auf, der ihr zur Beruhigung „Paldrian u. Schneckenbrühe trinken“ empfiehlt.¹¹ Das Tagebuchschreiben lässt sich gerade im pietistischen Kontext als ritualisierte Praxis beschreiben: als wiederholter Dialog mit Gottvater. Aber die Möglichkeiten des Mediums übermächtigen quasi das schreibende Ich. Dies gilt hier für zwei unterschiedliche Aspekte. Das Ritual kann zum Zwang werden. So bekennt Ursula Bruckner-Eglinger nach einer längeren Pause, sie müsse ihr auf Kontinuität angelegtes Tagebuch „nach(...)holen, worauf mir schon so lange gegraut hatte.“¹² Zudem enthält der Text mehr Informationen, als die Autorin eigentlich intendiert hat. Hier wird das Journal dann auch als Quelle der Haus- und Familiengeschichte interessant.

Ein Heiratsantrag aus dem Nichts und doch erwartbar

Die Eheanbahnung der 21jährigen Akteurin erfolgt aus dem Nichts und ist doch eine in etwa vorhersagbare Angelegenheit. Anfang März 1819 lässt Abraham Bruckner der sieben Jahre jüngeren Ursula Eglinger über Mittler, ein Pfarrerehepaar aus Baselland, einen schriftlichen Heiratsantrag überbringen. Ursula und Abraham kennen sich beiläufig. Zehn Monate zuvor hat sie kurz den Besuch eines Herrn Pfarrer Bruckner notiert.¹³ Anders als bei Caroline von Axen und Ferdinand Beneke gibt es keine Phase des Kennenlernens oder des Austauschs, weder öffentliches Promenieren noch geheime Rendezvous. So bemerkt sie auch, dass sie von dem Antrag „sowenig ahnete als einem Kinde.“¹⁴ Danach geht es schnell.

¹⁰ Alle Zitate Hagenbuch, 12.5.1831, S. 466. Sofern nicht durch den Zusatz ‚J.E.‘ kenntlich gemacht, stammen die Einfügungen in eckigen Klammern von der Herausgeberin Hagenbuch.

¹¹ Hagenbuch, 13.5.1831, S. 466.

¹² Ebd., 14.6.1829, S. 375.

¹³ Ebd., 25.5.1818, S. 125; die erste ganz nebensächliche Erwähnung erfolgte sechs Monate vorher: 24.11.1817, S. 119; vgl. zum Folgenden die Bemerkungen von Hagenbuch 2014, S. 46–50.

¹⁴ Ebd., 4.3.1819, S. 137.

Vermutlich im Rückblick mit etwas zeitlichem Abstand fasst sie das für sie bedeutsame Geschehen Tag für Tag zusammen. Am Donnerstag, 4. März, erscheint ein Pfarrer Meyer im Hause Eglinger und überbringt den Brief im Auftrag von Bruckner. Am Freitag tendiert sie bereits dazu, ihr Jawort zu geben. Am Samstag bekräftigt sie ihr Jawort, woraufhin der Vater dem Ansucher per Brief antwortet. Zur Unterstützung treffen die ältere Schwester und eine Cousine bei Eglingers ein. Am Sonntag erfolgt dann schon „der erste Besuch meines gel[iebten] Bräutigams.“¹⁵ Es folgen erste Glückwünsche von Seiten Dritter. Am Montag erscheint der Bräutigam mit dem Verlobungsring. Das Paar besucht das Binninger Pfarrhaus, den künftigen Haushalt der Braut, und die Verwandtschaft des Bräutigams in Basel. In den folgenden Tagen und Wochen kommt es zu weiteren Treffen von Braut und Bräutigam und zu Visiten in der Verwandtschaft.¹⁶ Drei Monate später, am 8. Juni 1819, erfolgt die Trauung durch ihren Vater. „Die Kirche war ganz gepfropft von Zuschauern“, aber das anschließende Festmahl ist mit 22 Gästen familiär und schlicht. Um halb zehn Uhr abends verlässt man die Tische und geht zu Bett. Zur Nachhochzeit, bei der Geschenke überreicht werden, erscheinen am nächsten Tag immerhin 46 Gäste: „Freunde u. Verwandte“ sowie „die Beamten der hiesigen Gemeinde“.¹⁷

Ursula Eglinger kennt ihre Aufgaben und weiß, wie sie am Tag der Entscheidung notiert, was sie zu wollen hat: „nur den Willen dessen erfüllen (...) dem ich Leib u. Leben schuldig bin.“¹⁸ Dennoch ist die Eheanbahnung kein Selbstläufer und es gibt für sie durchaus die Option einer Ablehnung des Antrags, zumal ihr die Eltern bei der Entscheidung freie Hand lassen. So handelt sich auch ihr jüngerer Bruder Emanuel Eglinger, ebenfalls Pfarrer, einige Jahre später bei einem Heiratsantrag zuerst eine Absage ein, was ihn schwer enttäuscht.¹⁹ Der Entschluss zum Ja erfolgt zwar bemerkenswert schnell, kostet Ursula Eglinger aber viele Tränen und etliche Gebete. In der Nacht vor dem Hochzeitstag wird sie dann von „einem grossen Unbehagen“ erfasst.²⁰ Sie muss sich übergeben, woraufhin man den Arzt holt. Diese Auskünfte passen wiederum nicht unbedingt in den pietistischen Matchplan. Die Eheschließung ist für die Beteiligten enorm wichtig und transzendental aufgeladen, was aber eben nicht gegen die Relevanz sozialer

¹⁵ Ebd., 7.3.1819, S. 138.

¹⁶ Ebd., 17.3.1819, S. 138.

¹⁷ Alle Zitate ebd. 8.-9.6.1819, S. 143.

¹⁸ Ebd., 5.3.1819, S. 137.

¹⁹ Ebd., 29.4.1832, S. 510; 13.5.1832, S. 512; 3.6.1832, S. 512; auch bei der von der Freundin Rosine Gessler berichteten Ausschlagung eines Antrags (19.8.1832, S. 518) könnte es um einen Heiratsantrag gehen.

²⁰ Ebd., 8.6.1819, S. 142.

Kontexte spricht. Der Heiratsantrag des Herrnhuter Pfarrers Bruckner an die Adresse der Herrnhuter Pfarrerstochter entspricht im doppelten Sinne – sozial wie religiös – dem Muster der Endogamie.²¹ Es ist eine typische Verbindung innerhalb des Milieus. Durch Gespräche, Besuche und Aufträge wurde meistens schon vor Beginn einer Ehe das direkte soziale Umfeld eingebunden. Bei einer solchen Eheschließung ging es nicht um Liebe im heutigen Sinne, aber sehr wohl auch um Emotionen, nämlich eine notwendige Sympathie und Zuneigung. In diesem Fall kleidet die umworbene Ursula Eglinger ihre Entscheidungsfindung schließlich ebenso nüchtern wie lapidar in die Worte, sie habe „weder Ursache noch Neigung zum Nein sagen“ gehabt.²²

Der perfekte Haushalt als chronische Überforderung

Auf ihre Zukunft als Mutter, Haushälterin, eheliche ‚Gehülfin‘ und Gefährtin ist Ursula Eglinger im Elternhaus, in der Kirchengemeinde sowie bei einem mehrjährigen Aufenthalt in dem pietistischen Töchterinstitut Montmirail bei Neuchâtel vorbereitet worden. Durch die Heirat eines Herrnhuter Pfarrers tritt der gewünschte Idealfall ein. Wie sind das Haus und der Pfarrhaushalt in dem etwa 800 Seelen zählenden Dorf Binningen bei Basel konkret beschaffen?²³ Das im Jahr 1705 im Stil eines barocken Herrenhauses etwas unterhalb des Binninger Schlosses gebaute Pfarrhaus ist ein großzügiges zweigeschossiges Gebäude mit hohen Decken, großen Fenstern und teilweise vertäfelten Räumen.²⁴

Zur Zeit der Bruckner-Eglingers gehören zu dieser herrschaftlichen Anlage auch Ökonomiegebäude und ein stattlicher Pfarrgarten. Dem Betrachter präsentiert sich von außen eine glänzende Szenerie. Das Haus ist von einer Mauer umfasst. Wer eintreten will, muss an der Eingangstür eine Klingel läuten. Vor Einblicken von außen schützen auch Vorhänge. In dem geräumigen Gebäude gibt es neben Küche und Bad mehrere Stuben und Kammern. Die Küche verfügt neben einer Kochstelle über einen Ofen zum Backen von Brot und Gebäck. Dass eine Besucherin „unser Gemach zum Baden“ nutzen will, empfindet die Hausherrin als unpassend und im Hinblick auf ihre Privatsphäre „sehr unangenehm“.²⁵ Das Pfarrhaus umfasst eine große untere Wohnstube und eine obere Studierstube,

²¹ Mit Blick auf pietistisch-bürgerliche Eheschließungen in Basel Hebeisen 2005, S. 254–57.

²² Hagenbuch, 4.3.1819, S. 137.

²³ Vgl. zur Geschichte Binningsens von Scarpatetti u. a. 2004, zur Einwohnerzahl S. 125 und 158 f.

²⁴ Vgl. zum Folgenden Steiner 1939; die Ausführungen zu den Räumlichkeiten beziehen sich auch auf en passant gemachte Bemerkungen im Tagebuch.

²⁵ Hagenbuch, 4.8.1829, S. 379.



Abb. 11: Emanuel Büchel: Schloss und Pfarrhaus (Nr. 3) Binningen 1738; Bildquelle: Staatsarchiv Basel-Stadt, Bild_Falk_Fb_2,7.



Abb. 12: Anonymus: Pfarrhaus Binningen 1842; Bildquelle: Kantonsmuseum Baselland, Liestal.

dazu Kinderstuben und Schlafkammern. Die Mägde haben wohl ihre eigenen Kammern, wobei sich die Kindermagd ein Zimmer mit dem jüngsten Kind teilt. Auf das Haus als Arbeitsort des Pfarrers verweisen dessen große Studierstube und das „Unterrichtsstübchen“.²⁶ Nicht nur der Pfarrer, sondern auch seine Frau haben als Rückzugsort im Haus eine eigene Stube: „mein liebes Stübchen“.²⁷ Zwischen der warmen und der kalten Jahreszeit und umgekehrt wechseln die Hausbewohnerinnen die Schlafkammern. Obwohl Ursula zu ihrer Stube eine Neigung entwickelt, werden Stuben und Kammern auch unabhängig von der Saison – im Hinblick auf die Erfordernisse der Kinderbetreuung, bei Besuch oder Einquartierung – öfter getauscht. Feste Zimmer, die persönlich und individuell gestaltet werden, scheint es nicht gegeben zu haben. Manche Einträge lassen sich sogar so lesen, als wenn das Ehepaar nicht ein Schlafgemach teilt, jedenfalls nicht ständig. Denn Ursulas Notizen zu ihren Umzügen im Haus betreffen nur sie selbst, so im März 1828: „Des Morgens machte ich die Veränderung mit d[en] Betten u. zog wieder ins Schlafstübchen“; dann im November 1829 „bezog ich m[ein] Winter Quartier welches mich dieses Jahr mit ganz eigenen Gedanken erfüllt“.²⁸

Der zum Haus gehörende Pfarrgarten ist keine Nebensache. Das Areal verbindet zwei unterschiedliche Zwecke: Versorgung des Haushalts mit Agrarprodukten und bürgerliche Erholung. Wie im 16. Jahrhundert das Wittenberger Hauswesen des Martin Luther und seiner Frau Katharina oder gegen Ende des Ancien Régime die Landvogtei im bernischen Frienisberg hat sich der Pfarrhaushalt Mitte des 19. Jahrhunderts noch nicht völlig aus agrarischen Kontexten verabschiedet. Von Selbstversorgung wird man dabei auch nicht ansatzweise sprechen können. Vielmehr ist die eigene kleine Landwirtschaft als ein Aspekt des frommen Haushaltens zu sehen. Mit den Mägden pflanzt und erntet die Pfarrfrau Kartoffeln, Gemüse, Salat und Obst. Zum Anwesen gehört auch ein Hühnerstall. Die Vorräte werden auf dem Dachboden versorgt. Erwähnt wird auch das Dörren von Obst, Saftpressen und Buttereinsieden.²⁹ Der von Gärtnern bearbeitete andere Teil der Anlage zeigt demgegenüber das bürgerliche Gesicht des Gartens. Hier liest und strickt die Ehefrau mit Blick auf gepflegte Beete. Auf den Wegen geht das Ehepaar abends spazieren und hat dabei „eine recht liebliche vertrauliche Herzensunterredung“.³⁰

²⁶ Ebd., 31.10.1831, S. 488.

²⁷ Ebd., 19.4.1830, S. 410 (Zitat); 13.5.1830, S. 413.

²⁸ Ebd., 21.3.1828, S. 346; 6.11.1829, S. 388; s. auch 27.11.1826, S. 297.

²⁹ Zum Einsieden von Butter ebd., 2.2.1828, S. 341; zu Garten- und Ackerbau im Hause Luther Heling 2003, S. 33–45.

³⁰ Hagenbuch, 12.8.1824, S. 200; 2.8.1828, S. 354 (Zitat).

Formelle Pflichten als Pfarrfrau werden im Journal Ursula Bruckner-Eglingers auffallend wenig reflektiert. Sie erwähnt zwar immer wieder Gottesdienste, Abendmahl, Betstunden, Kinderlehre, Hochzeiten und Beerdigungen, Krankenbesuche, Treffen der Pfarrfrauen sowie Pfarrerwahlen in den Gemeinden von Basel-Land. Das alles ist ihr wichtig. Aber eine Präsenzpflicht scheint es für sie bei den meisten Veranstaltungen nicht gegeben zu haben. Gezielte Versammlungsangebote der Herrnhuter Brüdersozietät für Familien spielen wohl in den 1820er Jahren keine besondere Rolle mehr.³¹ Zu ihren Beschäftigungen gehören das Schreiben der Armenrechnung, das heißt die Auflistung der versorgungsbedürftigen Armen in der Gemeinde, und der sogenannte Ply, ein fortlaufender handschriftlicher Rundbrief, der von Pfarrhaus zu Pfarrhaus weitergereicht wurde. Zwar liest sie gern in diesem Rundbrief, aber mit Einsetzen ihrer psychischen Probleme wird das Schreiben darin zu einer Last.³² Im Haus kommen der Frau des Pfarrers wie in der Frühen Neuzeit Herrschaftsaufgaben gegenüber den häuslichen Untergebenen zu. So übernimmt sie während eines sonntäglichen Schneegestöbers wie selbstverständlich die Rolle des Hausvorstands: „Ich las der sämtlichen Hausgenossenschaft während der Kirche eine Predigt vor.“³³ Die Bedeutung dieser häuslichen Praxis wird durch Rekurs auf den Begriff des ‚Hauses‘ bzw. die ‚Hausgenossen‘ unterstrichen.³⁴ In der Regel bevorzugt die Autorin zwar den Begriff ‚Familie‘. Doch soll deren höhere Dignität unter Einschluss der Bediensteten unterstrichen werden, kann durchaus ‚Haus‘ stehen. So notiert sie Anfang 1831 auf die Nachricht von einer drohenden Belagerung der Stadt Basel durch Revolutionäre hin: „Ich befürchtete nicht viel für d. Stadt, aber Alles für m[einen] l[ieben] Mann & unser Haus.“³⁵

Sehr viel Aufwand – auf der Handlungsebene wie diskursiv – betreibt Frau Bruckner-Eglinger für das Gelingen ihres Haushalts im weiteren Sinne. Ganz im Sinne des pietistischen Ansatzes ist es, vergleichbar mit Henriette Stettler-Herport, ihr Ehrgeiz, eine perfekte Ordnung im Haus mit individueller Spiritualität – konkret: dem Empfinden der Nähe zu Gott – zu verbinden. Ihr Tagebuch dokumentiert, dass sich diese Ambition und Erwartungshaltung im strapaziösen Alltag als Gebieterin über einen Neun-Personen-Haushalt als fatal erweisen sollte. Wie sah der Alltag des Haushaltens in einem Pfarrhaus der 1820er Jahre aus? Die

31 Vgl. dazu mit Blick auf das 18. Jahrhundert Hebeisen 2005, S. 56 und 205–08.

32 Hagenbuch, 8.10.1827, S. 327; zur Armenliste vgl. von Scarpatetti u. a. 2004, S. 312.

33 Hagenbuch, 10.1.1830, S. 396; siehe auch: 6.3.1831, S. 457: „Abends sang ich Verse mit der ganzen Hausgenossenschaft.“

34 Vgl. zur Begriffsgeschichte jetzt Mathieu 2020.

35 Hagenbuch, 11.1.1831, S. 444; vgl. zum Ablauf der Trennungswirren in Binningen von Scarpatetti u. a. 2004, S. 125–30.

Aufstehzeiten schwanken zwischen vier Uhr an Backtagen und halb acht Uhr nach Festlichkeiten am Vorabend. Eine Nachtruhe um 22 Uhr ist im Sommer relativ spät. Arbeitsbedingt kann der Tag aber durchaus bis 24 Uhr dauern.³⁶ Die Pfarrfrau versucht früh aufzustehen, um etwas Zeit für Gebet und Erbauung zu haben. Doch es gibt viele Tage ohne Gebete und auch ohne Erbauung. Vor allem fürchtet sie die äußerst aufwändigen Waschtage. Trotz Hilfestellung durch nächste weibliche Verwandte und ihre Mägde, später auch bezahlte Wäscherinnen und Glätterinnen, dauert das Procedere vom Einweichen über die Hauptwäsche, Trocknen im Garten, Bleichen und Stopfen, Glätten bzw. Bügeln, Zusammenlegen und Einräumen der Textilien in die Schränke gut und gern über eine Woche. Von Beginn ihrer Notate über die eigene Haushaltsführung an hasst sie dieses Geschäft³⁷, wobei nicht nur die beschwerliche körperliche Arbeit, sondern auch das Erfordernis sauberer, ordentlicher Kleidung beim Auftritt von Angehörigen des Pfarrhauses eine Rolle spielt: „Heute legte ich ein Wäschl[i] ein, es wäre eigentl[ich] noch nicht nöthig aber ich bin froh wenn alles wieder sauber ist.“ Als sie auf dem Rückweg aus der Stadt ihren Mann mit den vier Kindern erblickt, ist sie stolz und „so froh dass sie nun auch vernünftig gekleidet sind, dass man sie aus dem Haus darf gehen lassen.“³⁸

Manche Tätigkeiten wie das tägliche Einheizen oder das Holzmachen per Tagelohn sind so selbstverständlich, dass sie nur selten oder nebenbei notiert werden.³⁹ Die Arbeiten im Haus sind auf das häusliche Personal aufgeteilt. Eine Magd ist für Kochen und Backen zuständig, die zweite für das Putzen, die dritte für die Betreuung der Kinder. Vor Festtagen und wichtigen Einladungen – etwa Zusammenkünfte der Pfarrerkollegen – muss besonders gründlich geputzt werden. Die ‚Regentin‘ des Haushalts ist oft nicht zufrieden mit ihren Mägden und legt selbst mit Hand an. Das Tagebuch enthält keine Hinweise auf die aus der Frühen Neuzeit bekannte Arbeitsgeselligkeit im Dorf, bei der die Frauen zur Wäsche an fließenden Gewässern, beim Backhaus oder zum abendlichen Spinnen zusammenkamen. Vielmehr ist das Haushalten hier in hohem Maße verhäuslicht, jedoch nicht unbedingt privatisiert. Bei zunehmender Kinderzahl kommen nicht nur Arzt und Zahnarzt, sondern regelmäßig auch Schneider und Schuhmacher ins Haus, um direkt Maß zu nehmen und Schuhzeug zu flicken. Über alle Ausgaben führt Ursula Bruckner-Eglinger ein Haushaltsbuch.⁴⁰

³⁶ Hagenbuch, 10.1.1827, S. 302; 27.1.1827, S. 304; 13.8.1829, S. 380; 13.2.1830, S. 401.

³⁷ Ebd., 9.-28.10.1819, S. 150 f.; vgl. zur Geschichte der Wäsche Orland 1991.

³⁸ Hagenbuch, 3.5.1832, S. 511 (erstes Zitat); 30.10.1829, S. 387 (zweites Zitat).

³⁹ Ebd., 24.4.1826, S. 274; 23.11.1827, S. 332.

⁴⁰ Ebd., 29.12.1830, S. 440; siehe auch 26.11.1824, S. 217.

Diese Form der Verhäuslichung des Haushaltens ist nicht mit der Alltagsisolation der Hausfrau, wie sie aus der spätbürgerlichen Ära nach dem Zweiten Weltkrieg bekannt ist, zu verwechseln. Es gibt Unterstützung und viele helfende Hände im Pfarrhaus der 1820er Jahre. Dennoch protokolliert das Tagebuch der Ursula Bruckner-Eglinger ungewollt eine chronische Überforderung der Hausmutter und auch eine Funktionsüberlastung der Familie. Der Haushalt und – damit untrennbar verbunden – die häuslichen Beziehungen sind für sie ein fast ständiger Stress, den sie wortreich dokumentiert. Immer wieder fallen die Ausdrücke ‚Strubel‘, ‚Strubeltag‘ oder ‚Labyrinth‘. Sie ist „entsetz[lich] missmuthig“ über „die gemachte Arbeit“ und „alle Abend so müde“. Nach einem Tag „mit Aufräumen“ stellt sie fest: „Nichts misstimmt mich so als ein solches Durcheinander“. An einem Samstag konstatiert sie, sie habe in der abgelaufenen Woche nicht einmal Zeit für das Gebet gehabt, sondern „stets die Arbeit vor dem Gemüth. Jch kam mir vor wie ein Lastthier“. An anderer Stelle: Sie sei „ein volliger Slave“ ihrer Arbeit.⁴¹

Die Belastungen sind ähnlich wie im Fall der Landvogtgattin Henriette Stettler-Herport enorm. Einige Formulierungen lassen auf eine Art Depression bzw. – in der Sprache der Tagebuchschreiberin – ein „schwer gedrücktes Gemüth“ schließen; sie habe, wie sie im August 1830 bekennt, seit einiger Zeit „auch nicht einen einzigen freudigen Augenblick“ erlebt.⁴² Aber, wie noch zu zeigen sein wird, ist Ursula Bruckner-Eglinger nicht durchgängig schwermütig. Ihre Selbstdiagnose ist auch vor dem Hintergrund der religiösen Disposition zu verstehen. Prädestiniert für Ängste, Schuld- und Versagensgefühle sind im Wochenverlauf nicht zuletzt Samstage bzw. Tage vor Gottesdiensten mit Abendmahl, von denen sie sich „Frieden im Herzen u. Vergebung der Sünden“ erhofft.⁴³ Sie erwartet nicht weniger, als dass durch die Präsenz beim heiligen Abendmahl „aus mir eine ganz neue Kreatur werden möchte.“⁴⁴ Aber der Pfarrfrau ist etwa am Ostersonntag 1832 „gar nicht Ostermässig zu Muthe“; stattdessen beschreibt sie sich selbst als „missmuthig zerstreut & ohne Liebe. Welch ein Zustand.“⁴⁵ Wiederholtes Einschlafen während des Gottesdienstes ist nicht als intendierte Widerspenstigkeit zu deuten, sondern schlicht als Ausdruck von Erschöpfung.⁴⁶

⁴¹ In der Reihenfolge der Zitate: ebd., 13.12.1828, S. 367; 15.7.1831, S. 473; 23.10.1829, S. 387 (Unterstreichung im Original); 13.2.1830, S. 401; 11.3.1831, S. 457.

⁴² Ebd., 18.8.1830, S. 424.

⁴³ Ebd., 6.9.1828, S. 358.

⁴⁴ Ebd., 1.9.1827, S. 325.

⁴⁵ Ebd., 22.4.1832, S. 510; s. auch: 21.5.1831, S. 467: „Es ist mir nicht recht Pfingstmässig.“

⁴⁶ Ebd., 17.6.1832, S. 514; 9.9.1832, S. 520.

Die hohen Erwartungen auf inneren Frieden und fromme Gemeinschaft in einem geordneten Haushalt brachen sich im Binniger Pfarrhaus an der Alltagsrealität der Familie, in der der Ehefrau und Mutter ein Aufgabenprofil zukam, das man heute gänzlich säkularisiert ‚multi-tasking‘ nennen würde. Erhellend ist hier ein Blick auf die zentralen ehelich-häuslichen Relationen. Ursula Bruckner-Eglinger schildert die Beziehungen zu ihrem Mann Abraham Bruckner relativ formelhaft, buchstäblich verkürzt, indem sie ihn als ‚m[ein] l[ieber] Mann‘, ‚m[ein] l[ieber] AB‘ oder schlicht als ‚AB‘ bezeichnet, wobei die Zusätze in den eckigen Klammern von der Herausgeberin des Journals stammen. Die Ehe ist ihr eine heilige Beziehung, über die man im Diarium nicht einfach plaudert. Dennoch erlaubt der Text Einblicke in ein komplexes Verhältnis, das Hierarchie und Gefährtschaft, Ordnungsarrangements und Emotionalität miteinander verbindet. Insgesamt erscheint die Pfarrfrau in dieser Beziehung keinesfalls einfach als ‚Gehilfin‘, ebenso wenig ihr Mann als ‚Meister‘. Die Geschlechterrollen bei den Bruckner-Eglingsers sind ausgeprägt, aber Ursula hat Handlungsspielräume und ist in ihrem Alltagsradius definitiv nicht auf Haus und Ehe beschränkt. Vielmehr agiert sie als eine mit Macht und Rechten ausgestattete Hausmutter, dazu auch als Schwester und Freundin. Abraham ist zuvorderst Berufsmensch und Hausvater, zeigt aber durchaus auch Züge von ‚sanfter Männlichkeit‘.⁴⁷ Aussagekräftig sind nicht zuletzt Kleinigkeiten. Zu ihrem 35. Geburtstag erhält Frau Bruckner-Eglinger „vom Manne Geld & eine Haube“ und von „d[en] Kindern Honig & Schabkäs Schlüssel“, was sie „schon lange gern gehabt hätte.“⁴⁸ Sie schenkt ihm zu seinem 39. Geburtstag einen Seidenhut und ein Paar Handschuhe. Neben den geschlechtsspezifischen Symbolen Hut und Haube und dem auf die Küche verweisenden Haushaltsgerät ist das Geldgeschenk als Indiz zu verstehen, dass die Ehefrau keinen direkten Zugang zum Vermögen hat. Mit der Eheschließung ging das Heiratsgut der Frau meistens in die Verwaltung des Ehemanns über.⁴⁹ Deswegen tritt auch bei der Teilung des Erbes nach dem Tod des Vaters Simon Eglinger 1826 Ursulas Ehemann in dem Moment hinzu, als es um die Verteilung der Kapitalien geht.⁵⁰

Dass Ursula Bruckner-Eglinger ihre Ehe vorwiegend als Glück beschreibt, immer wieder aber auch Frustration durchblicken lässt, dürfte nicht besonders spezifisch sein. Mit ihren Ängsten und Nöten findet sie bei ihrem Mann durchaus ein offenes Ohr. Trotz der extrem kurzen Phase des Kennenlernens vor der Ehe

⁴⁷ Trepp 1996c, Titel; vgl. zum Spannungsverhältnis von Hierarchie und Gefährtschaft in pietistischen Ehekonzepten Gleixner 2005, S. 271–73.

⁴⁸ Hagenbuch, 21.10.1832, S. 524; zum Folgenden 1.12.1829, S. 391.

⁴⁹ So zum 19. Jahrhundert kurz Wienfort 2014, S. 85; zur Frühen Neuzeit Lanzinger 2020.

⁵⁰ Hagenbuch, 23.8.1826, S. 287 f.

bauen die beiden eine auf Vertrauen basierende Beziehung auf. Größere Krisen werden nicht protokolliert. Praktiziert wird die Ehegemeinschaft, soweit fassbar, durch kleine Rituale des Alltags: gemeinsame Spaziergänge und Gespräche, bei ‚Familientagen‘ und anderen geselligen Zusammenkünften, nicht zuletzt aber als Glaubenspaar. Bei einem „Haus Abendmahl“ zu zweit „in meinem heimlichen Stübchen“ im Anschluss an den Pfingstgottesdienst, berichtet sie, „zerrissen beyde in Thränen“. ⁵¹ Auch sonst zeigt Herr Bruckner mehr Emotionen, als sein bürgerlicher ‚Geschlechtscharakter‘ erwarten ließe. Dies gilt für „hitzige“ politische Gespräche während der sogenannten Basler Wirren nach der Juli-Revolution wie für die Wahrnehmung seiner häuslichen Aufgaben. Bei einer Art Strafgebet für die Hausgemeinschaft wegen unbotmäßigen Betragens gegen die Hausmutter weinen am Ende nicht nur die Mägde, sondern auch der Hausvater. ⁵²

Das Glaubenspaar teilt Grundüberzeugungen über Normen des frommen Haushaltens. Wie gesehen, ist jedoch die Umsetzung im irdischen Alltag schwierig und in mancher Hinsicht geradezu prekär. Als Pfarrer verbringt ‚AB‘ viel Zeit im Haus. Insofern wird man nicht von getrennten Sphären der Geschlechter sprechen können. Es gibt jedoch klare Auf- und Zuteilungen. Sie ist und bleibt die Chefin des Haushalts. Er tritt gegenüber den Mägden nur dann auf, wenn es ein ernstes Wort zu reden gilt. Auch bei der Erziehung der Kinder ist er nicht so präsent, wie es sich die Mutter wünscht. Sie klagt: Er „hat immer viel zu thun u. liegt meist seinen Studien ob.“ ⁵³ An Familienspaziergängen nimmt er nicht immer teil, was ihr ebenfalls missfällt. Abraham Bruckner hat Züge eines anwesend-abwesenden Vaters: eine typische Figur des bürgerlichen Manns, der innerhalb der Familie eine Rolle im Hintergrund einnimmt. Er ist zwar durchaus im Haus – genauer gesagt in seinem Studierzimmer in der oberen Etage – und bei Mahlzeiten präsent, aber in wichtigen Situationen des häuslichen Zusammenlebens nicht immer dabei. Dies gilt für das Haushalten wie für die Kindererziehung. Auch bei einer abendlichen Geselligkeit mit Ursulas Bruder Emanuel und dem Vikar Balthasar Stähelin, die zum Besuch mit Übernachtung ins Binninger Pfarrhaus gekommen sind, verdrückt sich der Hausvater lieber in sein Kämmerlein. ⁵⁴ Eine charakteristische Situation ist, dass sie auf ihn wartet. Während sie das Haus hütet, geht er abends in den Pfarrverein oder in den Freundeverein, der sich reihum in den

51 Ebd., 7.6.1829, S. 375; vgl. zu Vertrauenskommunikation Frevert 2013.

52 Hagenbuch, 5.1.1831, S. 442; 3.9.1828, S. 357.

53 Ebd., 6.1.1827, S. 302; s. auch bzgl. der aus ihrer Sicht mangelhaften religiösen Erziehung des ältesten Sohns Theophil: 5.11.1830, S. 433: „Was meynest Du will aus d[em] Knaben werden.“; vgl. zur Kindererziehung im Pietismus Gestrich 2004; zum Folgenden Hagenbuch, 29.5.1831, S. 468.

54 Ebd., 13.6.1827, S. 317.

Häusern von Basel-Stadt und Basel-Land trifft.⁵⁵ Andererseits geht der Vater auch mit seinen Kindern um das Dorf spazieren oder nach Basel und der Mutter entgegen. Sie sieht ihn gern auf der Kanzel, beharrt aber in Glaubensfragen und während der politischen Wirren der Basler Kantonstrennung auf ihrer Meinung – bis hin zum offenen Streit, was sie dann gegenüber Gottvater schriftlich beichtet.⁵⁶

Emotionale Sorge-Beziehungen

Herausragend wichtig, sehr gefühlig und damit auch fragil sind die Beziehungen zwischen der Mutter und den Kindern. Am 20. Oktober 1820, 16 Monate nach der Hochzeit, erleidet Ursula Bruckner-Eglinger eine Totgeburt.⁵⁷ Es folgen vier gesunde Jungen: Theophil (geb. 1821), Carl Gustav (geb. 1824), Wilhelm Eduard (geb. 1825) und Emil Albert (geb. 1829). Ab der zweiten Geburt hätte sie lieber ein Mädchen gehabt. Jede Geburt – jeweils Hausgeburten, bei denen eine Hebamme, die Schwägerin oder die Magd, im Notfall auch ein Arzt helfen – ist ein dramatisches Ereignis, das Ängste und Lasten mit sich bringt.⁵⁸ Das Projekt des Wohlergehens und der Erziehung der Kinder ist ein wesentlicher Grund für Ursula Bruckner-Eglingers selbstunzufriedenen Schuldgefühle. Sie empfindet sich als „eine liederliche Mutter“, die zu wenig Zeit für ihre Kinder habe, „muthlos u. ungeduldig“ mit ihnen sei.⁵⁹ Noch die letzten Einträge im Tagebuch im März 1833 sind dem prekären Missverhältnis zwischen ihrem hohen Anspruch im Hinblick auf die Kinder und ihrer gereizten, schlechten Laune gewidmet, was sie letztlich dem eigenen Unvermögen zuschreibt.⁶⁰ Die Kindererziehung ist – wenigstens bis zur Einschulung der beiden älteren Jungen 1830 – eine Angelegenheit der Mutter und der Kindermagd. Die Kindermägde stehen unter besonderer Beobachtung der Hausmutter und wechseln phasenweise oft. Es entwickelt sich eine spannungsvolle Konkurrenz um die Zuneigung der Kinder. So bemerkt Ursula mit einer gewissen Eifersucht, dass der fünfjährige Theophil am Tag der Entlassung der Kindermagd Henriette still weint, und notiert einige Monate später durchaus erfreut, dass Henriettes Nachfolgerin, die grobe Salome, bei den Kindern „d. Art

55 Ebd., 1.9.1828, S. 356; 27.10.1825, S. 251; 11.3.1828, S. 345; 22.10.1829, S. 386.

56 Ebd., 18.3.1830, S. 405; 16.2.1831, S. 453.

57 Ebd., 20.10.1820, S. 165.

58 Vgl. zu weiblichen Wahrnehmungen der Niederkunft Labouvie 1998, S. 137 ff.

59 Hagenbuch, 1.5.1827, S. 313 (Zitat); 26.11.1831, S. 490 f.; 24.3.1832, S. 506 (Zitat).

60 Ebd., 24.3. und 28.3.1833, S. 531.

nicht hat ihr Vertrauen recht zu gewinnen, so habe ich ihre Herzen ungetheilt, sie lieben mich voller Zärtl[ich]keit.“⁶¹

Die besondere Zuneigung der Mutter gilt ihrem Lieblings- und später Problemkind, dem ältesten Sohn Theophil. Es handelt sich – ablesbar auch an der Zahl der Erwähnungen – um eine Schlüsselbeziehung in der Emotions- und Sorgegemeinschaft der Familie Bruckner. Der fünfte Geburtstag Theophils ist ihr Anlass „zum innigen Danken“ an den Heiland, der ihr „so unzählige Mutterfreuden“ bereitet. Mit dem achtjährigen Theophil auf dem Schoß betet sie morgens und abends. Aber zu ihrem Leidwesen kennen er und seine jüngeren Brüder „viele schlimme Worte u. Ausdrücke“. Die schlechte „religiöse Erziehung“ des neunjährigen Theophil lässt sie ihrem Mann Vorwürfe machen und dazu Gottvater um Erbarmen bitten. Auch das mangelhafte Schulzeugnis des Ältesten gibt Anlass zu Sorge. Zu seinem zehnten Geburtstag bekommt Theophil kein Geschenk, weil er seinen Eltern „mit s[eine]m Lernen auch gar wenig Freude macht.“ Sein erneut schlechtes Zeugnis weist er zuhause nicht vor, weswegen er „eine ernstliche Lection u. Schläge“ erhält. Weitere häusliche Strafen der Kinder sind Einsperren, früh ins Bett schicken und „nicht am Tisch mit uns speisen“.⁶² Theophil studiert später nicht Theologie, sondern Medizin an Universitäten in Deutschland und in Basel, wo er 1846 zum Doktor der Medizin promoviert. 1847 wandert er nach Nordamerika aus, kehrt 1856 zurück und eröffnet in Basel eine homöopathische Praxis.⁶³ Sein Sohn Wilhelm wird 1905 Professor für deutsche Sprachwissenschaft an der Universität Basel.

Bei aller Distanz zu weltlichen Dingen ist das pietistische Pfarrhaus keine Gegenwelt zur Gesellschaft. Abgesehen von der Vermittlung bürgerlicher Ideale wie Selbstdisziplin, Ordnung und Sauberkeit hat die Familie – verstärkt in der die Schulbildung forcierenden liberalen Ära nach 1830 – einen Auftrag. So geht es bei Familie Bruckner als Kombination mehrerer kultureller Codes nicht nur um religiöse Erziehung durch Kinderlehre, Gebet, Gesang und sonntägliches Aufsagen, was Theophil, der lieber mit der Magd ausgehen möchte, „entsetz[lich]“ hasst⁶⁴, sondern auch um weltliche Bildung und das Leistungsprinzip. Bildung fängt bei

⁶¹ Ebd., 26.12.1826, S. 300; 17.5.1827, S. 315 (Zitat); s. auch: 26.12.1827, S. 335; vgl. zur „emotionalen Eltern-Kind-Beziehung“ im Basler Pietismus Hebeisen 2005, S. 216; zu Dienstmädchen im 19. Jahrhundert Budde 2004.

⁶² In der Reihenfolge der Erwähnung: Hagenbuch, 5.11.1826, S. 294 (Zitat); 25.11.1826, S. 296 (Zitat); 11.10.1829, S. 385; 30.10.1829, S. 387 (Zitat); 5.11.1830, S. 433 (Zitat); 2.9.1831, S. 481; 5.11.1831, S. 489; 11.2.1832, S. 499 (Zitat), 8. und 10.11.1829, S. 389 (Zitat).

⁶³ Schroers 2006, S. 18.

⁶⁴ Hagenbuch, 18.4.1830, S. 410; vgl. zum Spannungsfeld zwischen Pietismus und Bürgerlichkeit Hebeisen 2005, S. 220 f.

Sprache und Auswendiglernen an. Sie umfasst auch die körperliche Erziehung: Der zehnjährige Theophil wird zeitgemäß zum Turnen geschickt.⁶⁵ Schulischer Erfolg ist bei Bruckners wichtig, schlechte Zeugnisse sind dementsprechend Ausdruck familiären Versagens. Die anstehende Wahl der richtigen Schule für den siebenjährigen Wilhelm Eduard führt 1832 wie eingangs erwähnt zu Streit und tagelangen Diskussionen der Eltern Bruckner.⁶⁶

Die Bruckners sind nicht nur eine Glaubens-, sondern auch eine Bildungsfamilie. Bereits Ursula und Abraham entdecken den bürgerlichen Bildungskanon für sich. Sie spielt zur Erholung Klavier, besucht Kunstausstellungen und ein Konzert (Haydn) der ‚Schweizerischen Musik-Liebhaber Gesellschaft‘ in der Basler Leonhardskirche.⁶⁷ Sie lassen sich von einem Maler portraituren. Den Kindern wird vorgelesen und es werden gemeinsam Lieder gesungen. Ausgelassene Geselligkeit am Abend wird durch Hausmusik angereichert. Auch die Eltern und die nahen Familienmitglieder lesen sich vor, nicht nur Erbauungsliteratur, sondern ebenso Schillers *Kabale und Liebe*.⁶⁸ Der häusliche Alltagsstress lässt diese Praktiken zwar in den Hintergrund treten. Umso kostbarer erscheinen sie aber und auch wert, im Tagebuch festgehalten zu werden. Nicht zuletzt schlägt der Usus des Tagebuchschreibens eine Brücke zwischen pietistischer und bürgerlicher Selbstreflexion. Zwar stellt sich der Erfolg in puncto Bildung bei Familie Bruckner nicht sofort und wie gewünscht ein. Aber das ist eine Frage der Perspektive. Keiner der vier Söhne wird später Theologie studieren und in die Fußstapfen des Vaters treten, der mit ihnen gebetet und katechisiert hat. Theophil wird wie erwähnt Arzt, Carl Gustav Jurist, Wilhelm Eduard Baumeister und der jüngste, Emil Albert, Zollbeamter.⁶⁹ Nicht nur die Berufe, sondern auch die Namen der aus dem Basler Herkunftsmilieu gewählten Ehefrauen – die Schwiegertöchter Ursulas – verweisen auf das neue Bürgertum des 19. Jahrhunderts. Die Söhne der Bruckners bleiben insofern ihrem Milieu treu.⁷⁰

Trotz der Intensität der emotionalen Beziehungen ginge es fehl, die Bruckners einfach als einen typischen Fall des Modells der Kernfamilie zu verstehen. Vielmehr entpuppt sich das Binniger Pfarrhaus in wichtigen Aspekten als ein ‚offenes Haus‘. Dies beginnt bei der dauerhaften Kopräsenz der drei Mäde, ohne die

⁶⁵ Hagenbuch, 10.5.1832, S. 511; vgl. zum Verhältnis von Bürgerfamilie und Schule Budde 1994, S. 362–68.

⁶⁶ Hagenbuch, 1.5.1832, S. 511.

⁶⁷ Ebd., 14.6.1820, S. 159 (Zitat); 18. und 19.6.1826, S. 281f.; zum Folgenden 11.6.1824, S. 191.

⁶⁸ Ebd., 14.2.1824, S. 174; 26.7.1826, S. 285; 9.2.1832, S. 499; vgl. zur Hausmusik Claudon 2001; Eibach 2008.

⁶⁹ Dies laut den Recherchen von Hagenbuch 2014, S. 172, FN 496; S. 234, FN 825; S. 372, FN 1419.

⁷⁰ Vgl. zu Kontinuitäten in der Elite Basels im 19. Jahrhundert Sarasin 1997.

der Haushalt nicht funktionieren würde. Leider bleibt unklar, ob sie mit der Familie an einem Tisch speisen. In einer Weise, die zwanghaft anmutet, arbeitet sich die Hausmutter an den tatsächlichen oder wahrgenommenen Defiziten der Mägde ab. Zur Magd Henriette, die länger als zweieinhalb Jahre nach den Kindern schaut, entwickelt sie aber eine enge Beziehung. Der Abschied Henriettes Ende 1826 fällt nicht nur Theophil schwer, sondern auch der Mutter. Zwar sei ihr, wie sie am Tag der Entlassung notiert, Henriettes „Trägheit u. Unordnung unausste[h]lich gewesen“. Keine zwei Wochen später bemerkt sie jedoch „gedrückt u. niedergeschlagen (...) was ich an H[enriette] in Ansehung der Kinder verloren habe.“ Noch Jahre später erinnert sie sich mit Wehmut an „die wachsame Henriette“.⁷¹ Vermutlich ist eine Barbel genannte Frau, bei der die Pfarrfrau 1832 eher unwillig Patin eines auf den Namen Anna Ursula getauften Mädchens wird, ebenfalls eine frühere Dienstmagd der Bruckners.⁷²

Neben familiär-häuslichen Beziehungen dokumentiert das Tagebuch die Bedeutung von Verwandtschaft im engeren und weiteren Sinne. Emotionalisierte Sorge-Beziehungen sind nicht auf das Ehepaar und Eltern-Kind-Verhältnisse beschränkt. Auch Geschwisterbeziehungen entwickeln um 1800 in puncto Affinität und Emotionen eine neue Qualität.⁷³ Dabei lassen sich bestimmte Rollenmuster feststellen. Die 13 Jahre ältere Schwester Susanna („Susette“) ist eine wichtige Bezugsperson, die immer wieder auch im häuslichen Alltag Hilfestellung bietet. Eine sehr enge Beziehung verbindet Ursula mit ihrem sechs Jahre jüngeren Bruder Emanuel. Als der 26jährige Emanuel 1829 von einem Aufenthalt in Herrnhut zurückkehrt, wird ihr „die unbeschreibliche Freude zu Theil meinen theuren Emanuel wieder zu umarmen. Ich weinte Freudenthränen bey seinem Anblick.“⁷⁴ Emanuel kommt oft, um im Haus seiner Schwester zu übernachten. Es ist nicht der Ehemann, sondern Emanuel, der ihr aus *Kabale und Liebe* vorliest. Schwester und Bruder tauschen sich intensiv über ihre Probleme aus („Herz ausschütten“), wobei der Inhalt meistens nur angedeutet wird, und nicht zuletzt wird die ältere Schwester frühzeitig in die Heiratspläne des Bruders eingeweiht. Die Einträge Ursulas darüber kann man als mit einer Prise Eifersucht geschrieben lesen: „E[manuel] ist in diesen Tagen ganz mit s[eine]r Heirathsgeschichte erfüllt man hört von nichts anderm mehr bey Jhm.“⁷⁵

⁷¹ In der Reihenfolge der Zitate Hagenbuch, 26.12.1826, S. 300; 6.1.1827, S. 301; 3.4.1830, S. 407.

⁷² Ebd., 5.2.1832, S. 499.

⁷³ Sabeau 2011, S. 223; vgl. die Beiträge in Johnson / Sabeau 2011b; Lanzinger 2009; Davidoff 2012.

⁷⁴ Hagenbuch, 23.5.1829, S. 374.

⁷⁵ Ebd., 14.2.1824, S. 174; 27.8.1826, S. 288; 28.5.1829, S. 374; 10.3.1832, S. 504; 29.4.1832, S. 510 (Zitat); 13.5.1832, S. 512; 3.6.1832, S. 512.

Auch mit dem sieben Jahre älteren Bruder Christoph verbindet Ursula eine intensive, jedoch wechselhafte Beziehung. Christoph hat in der Familie Eglinger die Rolle des schwarzen Schafs bzw. „den verlorenen Sohn“ übernommen.⁷⁶ Die Gründe werden nicht ganz klar. Aber es ist evident, dass es zwischen „unserm armen verirrtten Bruder“ Christoph und der Familie Eglinger über dessen Heiratspläne – mit „diesem Mädchen“ – zu starken Spannungen kommt.⁷⁷ Bei Notaten zu den häufigen familiären Treffen fehlt der Name Christoph oft. Mehrmals erwähnt Ursula belastende Gerüchte über ihn, die jedoch nicht näher erläutert werden. Die Tagebuchschreiberin schützt brisante Einträge vor unerwünschter Entdeckung durch lakonische Formulierungen, Umstellen auf Französisch oder auch die Verwendung von Zeichen statt Namen. Der Name von Christoph Eglingers Frau Maria, geb. Weber, fällt nur einmal, viereinhalb Jahre nach dem ersten Eintrag zu Christophs Heiratsplänen, als Ursula ihre Schwägerin überhaupt erst kennenlernt.⁷⁸ Auch seine Hochzeit wird nicht erwähnt. Abgesehen von dieser Mesalliance ist das Verhältnis zwischen Christoph Eglinger und seinem Vater dauerhaft zerrüttet. Gebannt verfolgt die Tochter und Schwester, ob es zwischen ihrem Bruder und dem geliebten Vater an dessen Sterbebett zu einer Versöhnung kommt. Aber Christoph bleibt lange stumm, ehe er „doch etliche Worte um Vergebung bittend heraus“ bringt. Vom Vater wiederum gibt es nicht nur „Worte der Liebe“. Stattdessen verkündet er – von Ursula entsetzt und auch grammatikalisch verstört notiert – seinen versammelten Kindern: „Meine Söhne haben immer etwas characterissisches gehabt. Emanuel war immer ein guter Hausfreund Ch[risto]ff hingegen war immer ein sonderbarere [sic!] Mensch dem nicht beim besten zu trauen war.“⁷⁹ Bei der Erbteilung nach dem Tod des Vaters, zu der zur bösen Überraschung Ursulas auch Christophs Gattin erscheint, gibt es Streit zwischen den Frauen über die Spielsachen.⁸⁰ Abgesehen davon spielen materielle Interessen bei dem Konflikt keine erkennbare Rolle. Obwohl der ältere Bruder aus der Sicht der Schwester ein Problemfall ist und bleibt, erweisen sich aber letztlich die familiären Bande als stärker. Denn es kommt nicht zum vollständigen Bruch. Anderthalb Jahre nach dem Ableben des Vaters erscheinen beide Brüder zu einem Abend mit Übernachtung im Binninger Pfarrhaus. Die Schwester notiert: „Wir waren gar sehr vergnügt u. fröhl[ich] beysammen.“⁸¹ Ein weiteres Jahr später wird Christoph Eglinger neben Ursulas engster Freundin, der Lehrerin Rosine Gessler,

⁷⁶ Ebd., 19.1.1826, S. 262.

⁷⁷ Ebd., 29.12.1819, S. 153.

⁷⁸ Ebd., 29.-31.7.1824, S. 198; vgl. Hagenbuch 2014, S. 257, FN 936.

⁷⁹ Ebd., 20.1.1826, S. 262; s. auch: 17.7.1826, S. 284.

⁸⁰ Ebd., 18.8.1826, S. 287.

⁸¹ Ebd., 7.2.1828, S. 341; siehe auch 10. und 11.11.1824, S. 215.

sogar Pate ihres jüngsten Sohns Emil Albert.⁸² Die Familie – hier verstanden als Kernfamilie – erweist sich damit als bemerkenswert belastbar. Gegenseitige Verbundenheit und die der Familie von den Akteurinnen und Akteuren zuerkannte Bedeutung ermöglichten es offenbar, Konflikte und Spannungen auszuhalten.

Domestizierung oder ‚offenes Haus‘?

Der extreme Aufwand, den Ursula Bruckner-Eglinger als Mutter, Hausmutter, Ehefrau und Hausfrau betreibt, legt nahe, dass sie im Sinne des Konzepts der ‚separate spheres‘ eine passive, auf den häuslichen Raum festgelegte Frau ist. Die sich im Wortlaut wiederholenden Einträge über Alltagsstress im Haushalt und aufreibende Konflikte mit den Mägden, das Insistieren auf ‚Kleinigkeiten‘ und fortwährende Selbstanklagen über das Verhalten der Kinder lassen – in heutiger Begrifflichkeit – an eine Art von Haushaltsneurose denken. Aber dies ist nur eine Seite ihrer Persönlichkeit. Auf der anderen Seite zeigt sich eine Frau, die immer wieder sehr vergnügt über Treffen mit Freundinnen, hunderte Besuche, Ausflüge und Spaziergänge berichtet. Diese Pfarrfrau ist mitnichten ‚domestiziert‘ oder sozial isoliert, sondern verfügt über ein weit gespanntes Netzwerk im Raum Basel, das sie auch pflegt. So ist ihr Tagebuch – vergleichbar mit dem Journal Benekes – nicht zuletzt das Protokoll einer spezifischen Besuchskultur. Dabei handelt es sich nicht mehr um die kollektive Arbeits- und Nachbarschaftsgeselligkeit aus der Frühen Neuzeit. Das herrschaftliche Ensemble des Pfarrhauses ist nicht von ungefähr durch eine Mauer und eine im Erdgeschoss fensterlose Straßenfront zur Nachbarschaft hin abgeschottet. Der Herrenhausstil soll Privatheit in Haus und Garten ermöglichen. Als relevant erweisen sich jedoch vor allem die familiär-verwandtschaftlichen Beziehungen. Die Zusammenkünfte sind unterschiedlicher Art: von häufigen unangekündigten Visiten über schriftliche Einladungen bis hin zu vereinsähnlichen Treffen der Männer als Pfarrverein oder Freundeverein. Die Einladung als solche muss nicht auf ein hohes Maß an Formalität hindeuten. Ursula erhält auch von ihrer Herzensfreundin Rosine „ein Billet“ mit einer kurzfristigen Einladung für den Abend.⁸³ Vergleichsweise unpietistisch kehrt die knapp 19jährige Ursula mit ihrer Schwester und anderen Frauen in ein Wirtshaus in Baden im Aargau ein, wo sie sich „Wein u. Jambon herrl[ich] schmecken“ ließen.⁸⁴ Freundschaft – als solche mit anderen Frauen – ist ihr ausgesprochen

⁸² Ebd., 8.2.1829, S. 372.

⁸³ Ebd., 2.6.1826, S. 280.

⁸⁴ Ebd., 10.9.1816, S. 101.

wichtig. Der Kreis der Bekannten und Freundinnen, mit denen sie verkehrt, speist sich dabei größtenteils aus der Verwandtschaft. So trifft sie sich regelmäßig mit ihrer Schwester, Cousinen, Cousinen zweiten Grades, der Cousine der Mutter und Schwägerinnen zum Essen oder auf einen Plausch. Eine Ausnahme ist Rosine Gessler, die nicht verwandt, aber von Anfang bis Ende zu ihren engsten Vertrauten zählt. Auch als sie längst verheiratet ist, bleibt für Ursula eine „intime Freundinn“ bzw. die „wahre Freundinn“ ein Bedürfnis. Noch in ihrem kurz vor dem Tod handschriftlich verfassten Lebenslauf finden die „lieben Freundinnen“ Erwähnung.⁸⁵ Das um 1800 neue Konzept der Freundschaft basiert auf wechselseitiger, freiwilliger, nicht mehr korporativ gebundener Seelenverwandtschaft.⁸⁶ Indes ist Freundschaft wie Verwandtschaft in diesem Fall nicht nur mit dem Pietismus der Pfarrfamilien, sondern auch mit dem großbürgerlichen Milieu Basels verkoppelt. Eine entsprechende Formierung des Habitus erfolgt dabei nicht nur durch die pietistisch-bürgerlichen Erziehungsprinzipien. Sie lässt sich auch mit Blick auf die elterliche Organisation der sozialen Kontakte der Kinder fassen. Nicht einmal wird in dem Journal erwähnt, dass die Kinder der Bruckners mit anderen Kindern aus dem Dorf spielen oder einfach auf die Gasse geschickt werden. Stattdessen werden sie von klein auf von den Familien des Basler Bürgertums „eingeladen“.⁸⁷

Das ‚offene Haus‘ der Bruckners hat viele Facetten. Visiten und Vorbeischauen sind Usus und an jedem Tag möglich. Ein beliebter Besuchstag, vor allem für die Frauen, die noch nicht an dem neuen Vereinsleben partizipieren, ist der Sonntag. Nach Gottesdienst und Mittagessen bietet sich für Ursula die Möglichkeit, „in den Sonntag zu gehen“, das heißt an reihum in den Basler Häusern veranstalteten Treffen der Frauen teilzunehmen.⁸⁸ Im Vergleich zur straffen Strukturierung des Sonntags mit Predigt und Liturgie am Morgen, Versammlung, Bibellesung und ‚Gemeinstunde‘ am Abend im Regelwerk der Herrnhuter erweist sich die reale Gestaltung dieses Tags hier als offener und liberaler. Insgesamt ist ein „heimeliger Sonntag an dem wir ganz alleine waren“⁸⁹, die Ausnahme. Ein Interaktionsritual, das familiäre Praxis, verwandtschaftlichen Bezug und häusliche Offenheit miteinander verbindet, ist der ‚Familientag‘. Diese Form der Einladung findet unregelmäßig, zeitweise vierzehntägig, sonntags nach Ende des Gottesdienstes statt, häufig im Pfarrhaus von Binningen. Familientage in kleinerer

⁸⁵ Ebd., 26.5.1826, S. 278; 23.10.1826, S. 293; zur „geliebten Rosine“ auch 4.9.1832, S. 519; zum „Lebenslauf“: Bruckner-Eglinger 1876, S. 8; vgl. zur Autobiografie im Pietismus Mettele 2009, S. 198–208.

⁸⁶ Vgl. Reckwitz 2020, S. 145–51; van Dülmen 2001b; Kühner 2016; Wydler 2019.

⁸⁷ Hagenbuch, 18.11.1832, S. 526.

⁸⁸ Ebd., 21.3.1824, S. 178; s. auch 2.5.1824, S. 185; 22.8.1824, S. 202.

⁸⁹ Ebd., 3.2.1828, S. 341; vgl. zur normativen Gestaltung des Sonntags Mettele 2009, S. 60.

Besetzung erwähnt die Autorin auch an Donnerstagen bei der Verwandtschaft in Basel. Die wiederholte Erwähnung sonntäglicher Familientreffen im Hause Bruckner könnte ein Hinweis auf dessen zentrale Rolle im verwandtschaftlichen Netzwerk Bruckner-Eglinger sein. Zum Familientag erscheinen die Angehörigen der Kernfamilie, Geschwister und Verschwägte, Cousins und Cousinen. Im Einzelnen wird dies nicht ausbuchstabiert. Nicht mit am Tisch sitzen die Mägde, die helfen oder an Sonntagen frei bekommen. Nach dem familiären Zwist über seine unwillkommene Braut erscheint Bruder Christoph an einem Sonntag im Juni 1820 bezeichnenderweise zwar zum Kirchgang in Binningen, „spies aber nicht mit uns zu Mittag weil Familientag war.“⁹⁰ Kernstück des Rituals ist die gemeinsame Mittagsmahlzeit der Familie „in corpore“.⁹¹ In charakteristischer Weise verbindet das Procedere am Familientag Formelles mit Informellem, Usus und Inszenierung, das Öffentliche und das Private im häuslichen Kontext. Obwohl die Teilnehmenden miteinander verwandt und vertraut sind, erwähnt Ursula sie einige Male als „Herren“ und „Frauen“.⁹² Familientage sind für Ursula Bruckner-Eglinger eigentlich eine Freude. Wenn sie selbst als Gastgeberin verantwortlich zeichnet und etwas schief geht, ist es aber ein „Labyrinth“, so etwa am Sonntag, 19. Oktober 1828. Weil sie Fieber hat, wird ihr am Donnerstag davor „so bange wegen dem auf künftigen Sonntag angestellten Familientag.“ Am Freitag beginnt sie, mit hauseigenem Gebäck für den Nachtschisch das Essen zu präparieren. Wegen der zeitintensiven Vorbereitungen, die „es giebt beym solchen Anlässen“, verlässt sie am Samstag nicht das Haus. Dann droht jedoch eine Katastrophe. Denn ihr Mann hat in der schriftlichen Einladung nicht erwähnt, dass das Essen um ein Uhr beginnen soll. So stehen die Gäste bereits um 12 Uhr vor der Tür. Und dann wird es noch „wegen d[em] Bräuten später als eins“; „doch nachher gieng G[ott] L[ob] alles übrige gut.“ Sie resümiert den Tag: „Ach wie froh und dankbar war ich Abends.“⁹³ Trotz familiärer Vertrautheit unter den Beteiligten ist der Familientag auch ein soziales Ereignis, bei dem sich das Haus Bruckner präsentiert. Hier findet sich bereits die für die spätere bürgerlich-familiäre Festkultur typische Koinzidenz von privatem Treffen und formalisiertem Auftritt als ‚Herren‘ und ‚Frauen‘.

Wie bei der Berner Patrizierin Stettler-Herport und dem Hamburger Juristen Beneke wird im Journal der Basler Pfarrfrau ein enormer Stellenwert der Familie spürbar. Aber es gibt auch Unterschiede gerade bei einem Vergleich der Perspektiven der beiden Frauen. Die Ehefrau des Landvogts und Rats Herrn verab-

⁹⁰ Hagenbuch, 1.6.1820, S. 159.

⁹¹ Ebd., 13.6.1824, S. 191.

⁹² Ebd., 24.12.1820, S. 168; siehe auch 12.12.1819, S. 152.

⁹³ Alle Zitate ebd., 16.-19.10.1828, S. 362; vgl. zur bürgerlichen Festkultur Baumert 2014.

scheut den obligatorischen gesellschaftlichen Verkehr und möchte sich lieber auf ihre Familie im engeren Sinne und das Haushalten konzentrieren. Rund fünfzig Jahre später nimmt Ursula Bruckner-Eglinger die Aufgaben des ‚frommen Hauses‘ zwar voll und ganz an, leidet aber klar erkennbar unter dieser Last. Besuche von Freundinnen, Geselligkeit beim Mittagessen, Visiten und Spaziergehen sind für sie eine Erholung, die sie nicht als Gegensatz zu ihren Pflichten als Mutter und Hausmutter wahrnimmt. Der alltägliche Radius der Pfarrfrau ist nicht domestiziert und sie trifft selbstständig Entscheidungen. Dennoch wird das schöne Pfarrhaus immer wieder zu einem psychischen ‚Labyrinth‘. In ihrem im hohen Alter von Hand verfassten „Lebenslauf“ wird die Pfarrerswitwe dankbar auf ein „glückliches Familienleben“ in Binningen zurückblicken.⁹⁴ Realiter dokumentiert ihr Tagebuch eher ein häusliches Durcheinander und die Verbürgerlichung des Alltagsleidens der Frau. Familie Bruckner-Eglinger liegt in zentralen Aspekten im Trend der Zeit. Dies betrifft die soziale und religiöse Endogamie des Heiratsverhaltens, die verwandtschaftliche Exklusivität der Soziabilität, die Geschlechterrollen im Haus sowie die Formierung eines bürgerlichen Habitus.

⁹⁴ Bruckner-Eglinger 1876, S. 9.